

Nr. 94. Bromberg, den 24. April 1932.

Das harte Geschlecht

Roman von Will Vesper.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als Grim, Asgrim und die anderen von den Pferden sprangen, grüßten und sich dann an Rannveig wandten, trat ein Mann aus der Türe, eine kleine, derbe, krummbeinige Gestalt, mit einem mächtigen Schnauzbart, angezogen wie ein Bauer, nicht festlich wie die anderen.

„Willkommen", sagte er und streckte die Hand aus, „willkommen auf meinem Hofe."

„Auf deinem Hofe?" fragte Asgrim. „Ist hier nicht Thorbjörns Haus?"

„Das liegt unten an der Straße", sagte der Mann, zwinkerte listig mit den Augen und deutete nach dem Grabhügel hinaus. „Er wohnt dort, wenn ihr ihn besuchen wollt."

„Rannveigs Haus?" sagte Grim.

„Nicht mehr", sagte der Mann. Und nun lachte Rannveig wirklich, laut und böse.

„Ich bin Leif, Ketils Sohn aus Gudbrandsdalen", sagte der Kleine, „und habe Schafbergen heute von Rannveig gekauft."

Asgrim sah nicht gerade klug aus, als er das hörte. „Ein guter Kauf ist das nicht", sagte er.

„Das ist wohl meine Sache", sagte Leif. „Ich kam mit diesen Mänern aus Norwegen, und da ergab es sich so, daß Schafbergen zu haben war, und ich beschloß, hierzubleiben. Es gefällt mir hier. Und daß ich es gleich sage: ich will mit euch in Frieden leben. Es hat allerlei Streit gegeben hier, und Männer sind erschlagen worden. Das geht mich nichts an. Ich will gute Nachbarschaft halten mit allen. In Streitigkeiten mische ich mich nicht. Ich habe wohl das Recht, diesen Hof zu kaufen. Oder nicht?"

„Dagegen kann niemand etwas sagen", meinte Asgrim. „Aber es ist doch sehr schnell bei dem Kauf zugegangen."

„Ja", sagte Leif und sein Gesicht verzog sich breit und grinsend bis an die Ohren, „wir Norweger sind manchmal schnell in unseren Entschlüssen."

„Ja, und Rannveig?" fragte Grim, ganz verstört über diese unerwartete Wendung.

„Das geht wohl niemand etwas an", sagte Rannveig, „wo ich bleibe. Hier nicht. Darauf kannst du dich verlassen."

„So wollte ich dir nur sagen, was wir beschlossen haben", sagte Asgrim und stieß seine Streitaxt vor sich auf die Erde, „daß nämlich Frieden sein soll zwischen Schafbergen und Weiberhalde."

„Das versteht sich", sagte Leif.

„Frieden zwischen Rannveig und Thorgerd", fuhr Asgrim fort, „und daß die beiden Totschläge, die vorgekommen sind, sich aufheben sollen."

Da faßte Rannveig ihren Rock zusammen und ging schnell über den Hof auf die Männer in den Scharlachmänteln zu, stellte sich unter sie und rief: „Diese hier sind die Söhne meines Bruders Thorgils aus Grönland. Dieser hier Theingil, dieser heißt Orm und dieser Thorstein. Sie kommen aus Norwegen und wollen heim zu ihrem Vater. Ich aber fahre mit ihnen aus diesem Lande, wo man einen Mann wie Thorbjörn mit einem Knecht wie Klein-Bardi zu vergleichen wagt. Damit könnt ihr wohl zufrieden sein. Mehr aber habe ich nicht zu sagen, als daß ich Thorgerd und ihren Trottel verfluchen werde, solange ich lebe." Schaum spritzte über ihre Lippen, so sehr erregte sie sich.

„Wir wollten dir nur sagen, was wir beschlossen haben," sagte Asgrim.

„Das geht mich einen Dreck an!" schrie Rannveig. Aber einer von den Fremden packte sie und führte sie mit Gewalt ins Haus. Man hörte sie noch lange wie unsinnig schreien. Sie benahm sich nicht wie eine Frau aus gutem Geschlecht.

Leif zuckte mit den Achseln und sagte: „Jetzt habt ihr vielleicht selber keine Lust, bei mir einzukehren. Rannveig hat das Recht, hierzubleiben, bis sie nach Grönland fährt. Nachher soll jeder Nachbar willkommen sein in meinem Hause."

„Und wann wird sie fahren?" fragte Grim und sah nach den Thorgilssöhnen. Die aber blickten fort, als hörten sie nichts.

„Wir kamen zusammen aus Norwegen", sagte Leif, „und haben die Schiffe auf das Land gezogen. Vor dem Frühjahr kann niemand daran denken, eine so weite und gefährliche Fahrt zu machen."

„So wünschen wir dir eine friedliche Winterruhe", sagte Grim.

„Daran wird es mir hier nicht fehlen", sagte Leif, „ich mische mich nicht in die Händel anderer Leute." Und er rieb seine Hände aneinander, als wüsche er sich.

Die Männer in den roten Mänteln waren nun alle ins Haus gegangen. Asgrim und Grim sahen einander an, aber keiner hatte Lust, ihnen nachzugehen. Schließlich waren sie ja an der ganzen Sache so nahe nicht beteiligt. Vielleicht wurde alles gut, wenn Rannveig nun aus der Gegend verschwand.

„Ich wünsche Rannveig recht bald guten Fahrwind", sagte Grim und versuchte in seiner Verlegenheit einen Scherz zu machen. Dann stieg er auf sein Pferd. Auch die anderen stiegen auf, und langsam und nicht sehr zufrieden ritten die Zwölf davon. Als sich Grim nach einer Weile noch einmal umsah, standen wieder die drei Fremden in ihren roten Mänteln vor dem Hause. Die Sonne, die nahe am Untergang war, traf sie mit voller Glut, und so leuchtete der Scharlach auf wie Feuer. „Als brenne das Haus", dachte Grim und ritt den anderen nach.

Als die Zwölf nach Weiberhalde kamen, stellte Asgrim die ganze Sache so dar, als wäre alles gut gegangen. „Rannveig hat Schafbergen an einen Norweger verkauft. Sie selber fährt mit ihren Brudersöhnen nach Grönland. So ist es für alle das beste."

„Ja, vielleicht", sagte Thorgerd. „Wenn nur Ref kein Leid geschieht."

„Der ist längst in Schiffsstrand und bei deinen Verwandten", sagte Grim.

Danach ritten die Männer davon. Nur Skuf Grimssohn blieb bei Thorgerd und half ihr in der Wirtschaft. Sie hatte ihn von Grim erbeten. „Wir werden sonst allein mit dem Vieh nicht fertig", sagte sie, „wir alten Leute. Du hast drei Söhne und ich . . ." Sie legte die Hand über die Augen und ging ins Haus. Grim ließ also Skuf da, obgleich er ihn lieber bei sich daheim gehabt hätte.

*

Unterdessen war Ref auf seinem Ritt nach Westen bis nach Weide gekommen und nach Schiffsstrand am Meer, zum Hofe seines Oheims Gest.

Bis zur Bärenhöhe war Grims Knecht mit ihm geritten. Dann wies der Alte mit der Hand nach Süden und sagte: „Dort siehst du den Breitfjord wieder. Behalte ihn links und bleibe immer in gleicher Richtung, so kannst du dich nicht verirren. Aber weiche denen aus, die dir begegnen."

„Warum?" fragte Ref.

„Es ist wohl nicht notwendig", sagte der Knecht, „daß Rannveig und ihre Leute so bald erfahren, wohin du dich gewandt hast."

„Daran liegt mir nichts, ob sie es wissen oder nicht." Er gab dem Knecht die Hand und sagte: „Hab Dank", wandte sich und ritt allein weiter. Es war ödes steinigtes Land, grau wie Nebel, und auch vom Himmel herab hing dünner grauer Regen. Als es dunkelte, führte Ref die Pferde seitwärts in eine Schlucht und ließ die Tiere sich niederlegen. Er selber schlief auch ein wenig, zwischen den Rücken der Pferde. Der Wind heulte kläglich in den Felsen, und es war sehr kalt. In aller Frühe, beim ersten Lichtschein, ritt Ref weiter, und die graue, steinigte Öde umfing ihn den ganzen Tag. Nur das Meer glänzte zuweilen in einer Bucht tief ins Land hinein, fahl und silbern. Ref begegnete keinem Menschen. Ein kleiner grauer Vogel flog, wie es schien, immer mit ihm, bald vor ihm, bald hinter ihm, setzte sich auf einen erhöhten Stein und stieß einen klagenden Ruf aus. Vielleicht war es auch immer ein anderer der gleichen Art. Sonst war hier nichts Lebendiges, als diese kleine Ammer.

Am dritten Tag kam plötzlich in der Luft der Geruch von Schafen, und Ref sah vor sich in einem Tal eine große Herde. Der Weg bog dem Meere zu. Die Abendsonne schien unter den Wolken herein. Alles lag in dunkler blutiger Glut.

Unten am Meere sah Ref ein stattliches Gehöft mit mehreren Gebäuden. Auch andere Höfe lagen am Meere entlang in einiger Entfernung. Alles war in den roten Abendschein getaucht und brannte. Ref traf einen Burschen, der zu den Schafen hinausging, und fragte ihn. Der große Hof war Schiffsstrand. Gleich neben der Türe sah Ref den Oheim, einen weißbärtigen Riesen, mit blauen Augen und einem roten, leuchtenden Gesicht. Ref erkannte ihn sogleich wieder, obgleich es lange her war, daß Gest einmal in Weiberhalde gewesen. Damals lebte Stein noch.

Als Ref gesagt hatte, wer er war und woher er kam, sah man, daß er dem Oheim nicht unwillkommen war. Gest betrachtete genau den stämmigen Burschen, der vom Pferd sprang. „So, das bist also du?" sagte er. Er war freudig überrascht. Er hatte von Ref wohl wenig Gutes gehört, bis dahin. Gemeinsam führten sie die Pferde in den Stall. Gest selber band sie an und gab ihnen Futter.

„Bringst du Neuigkeiten?" fragte er. Aber Ref rückte nicht mit der Sprache heraus, sah sich um und sagte: „Nein." Dann gingen sie in die Stube und Ref bekam zu essen. Eine Magd stellte einen Krug Bier vor beide und zwei Becher aus Bein. Gest trank Ref zu und nötigte ihn zu essen. Dann sagte er: „Du verbirgst mit etwas."

„Wohl möglich", sagte Ref, „aber es ist nun so, daß ich eine Weile bei dir bleiben möchte, wenn es dir recht ist." Und dann erzählte er alles, was sich begeben hatte. Gest schlug sich vor Freude auf die Schenkel und sagte: „Großartig. Großartig, wie du es diesem Burschen gezeigt hast. Ich habe viel von seinen Gewalttaten gehört. Er war ja überall bekannt, und auch bei uns hier hat er keine Freunde. Du kannst bei mir bleiben, ruhig, solange es dir gefällt, und kannst dich nützlich machen oder auch nicht, wie du willst."

„Ich fürchte", sagte Ref, „ich verstehe wenig, was anderen nützen könnte."

„Du siehst nicht so aus", sagte Gest, „als wärest du untüchtig oder dumm. Wir werden schon herausfinden, wozu du brauchbar bist." Dieses Zutrauen freute Ref, und er fühlte sich nun schon wohler in dem fremden Haus. Gest selber wies ihn in eine kleine Kammer. „Hier kannst du wohnen", sagte er. Und plötzlich überfiel ihn eine Wehmut. Dies war die Kammer seiner beiden Söhne gewesen. Mehr Kinder hatte er nicht gehabt. Sie waren große stattliche Burschen gewesen. „Größer noch als Ref", dachte Gest, „aber so in seinem Alter." Sie waren — vor vielen Jahren schon — zum Fischen allzuweit hinausgefahren, und das Meer hatte sie behalten. Ihre Mutter war damals schon tot, und so blieb Gest allein zurück. „Wozu ist nun das Leben?" pflegte er oft zu sagen. Als Ref schon schlief, saß Gest noch lange hinter dem Bierkrug, trank und grübelte. Dieser Ref! An dem konnte man vielleicht seine Freude haben. Gest fühlte sich nicht mehr ganz so verlassen.

Am anderen Morgen war draußen alles weiß. Der leise Regen hatte sich in Schnee verwandelt. Es rieselte unaufhörlich von dem dunklen Himmel herab. Der Winter war über Nacht gekommen. Tagelang, wochenlang fiel der Schnee, und der Sturmwind heult, Tag und Nacht. Das war gut so. So kam nicht so leicht Nachricht von dem, was in Schafbergen geschehen war, nach Schiffsstrand. Verfolger waren hier ohnedies nicht zu fürchten. Der Winter deckte alles zu mit seinem mächtigen weißen Bärenfell.

Ref stand viel am Meer und besah sich die Boote, die des Oheims und andere, die da auf den Strand gezogen waren. Es waren schwere, plumpe Schiffe, gerade gut genug über den Fjord und ein wenig am Land entlang zu fahren und den Seehund zu jagen auf den Klippen. Ref dachte an das kleine norwegische Schiff, das er einmal vor vielen Jahren besessen und dann nachgeschnitzt hatte. Sein Werk hing noch daheim unter der Decke, ein stolzer Segler, ein Kaufmannsschiff, mit dem man über das Meer hätte fahren können, wenn es nicht so winzig gewesen wäre. Aber es war doch etwas anderes als diese groben Kähne hier. Wunderbar und lockend sang das Meer. Tag und Nacht atmete es schwer und mächtig und leckte über den Strand mit tausend gierigen Zungen. Zum ersten Male sah Ref das Meer so nahe. Er beschloß, sich nie mehr von ihm zu trennen.

(Fortsetzung folgt.)

Begegnung.

Skizze von **Georg Grabenhorst.**

In Venedig auf der Merceria, in jenem engen mittäglichen Gewühl der Straße, wie man es auf dem Kontinent nicht leicht wieder findet, traf er sie zum zweitenmal. Das heißt, er sah sie eine Sekunde lang, eine kleine Sekunde. Er sah ihr Gesicht neben sich auftauchen, aus dem Strom von hundert, von tausend Gesichtern, der an ihm vorüberfloß, plötzlich das ihre, plötzich eins, das sich zu erkennen gab, das in dem unaufhörlichen Vorübergleiten einen Blick lang stillhielt, wie eine Schaumkrone, die mit unzähligen vorüberwogt, unser schweifendes Auge eine magische Sekunde festhält und noch glitzert, wenn sie längst zerflossen ist und die See unendlich weitertreibt.

Er ging ihr nach. Er hielt sich neun Tage in Venedig auf, neun Tage, die er überall verbrachte, wo man sie nur als Reisender verbringen, wo man Fremde beobachten und treffen kann — und sah sie nicht wieder. Dabei war er sicher, daß sie noch da war. Er wurde das Gefühl ihrer Nähe nicht los. Es begann ihn zu belästigen.

Überall war sie, überall war ihre geheimnisvolle Gegenwart, unsichtbar und doch mächtig, als ob alle Dinge durchtränkt wären von ihrem Wesen und nun gegen ihn ausstrahlten; er wußte nicht, feindlich oder verwandt. Venedig wurde ihm, je länger er es kannte, um so fremder. Zwischen der Stadt und ihm, zwischen den Palästen und Bildern und Kanälen, den Gondeln, den Domkuppeln, den phantastischen Abenden und Nächten auf dem Canal Grande, auf der Piazza und unter den Bogengängen des Palazzo Ducale — zwischen allen diesen wunderbaren Dingen und ihm stand etwas Drittes, Bekannt-Unbekanntes, das ihn

nicht herankließ, ohne ihn mit seinem Atem zu durchdringen, daß er nicht mehr allein war mit sich, doppeltes Leben widertönen und von überallher gegen sich branden fühlte.

Bekannt-unbekannt. Das war es. Er hatte diese Frau einmal in seinem Leben gesehen. Er hatte ihr einmal gegenübergesessen, zwei oder drei Stunden lang, im D-Zug Hamburg—München. Vielleicht war sie in Würzburg eingestiegen. Sie fuhren in den Abend hinein. Er erinnerte sich, daß in Würzburg die elektrischen Birnen im Kupee aufglühten. Unwillkürlich sah er seine Mitreisenden der Reihe nach an, nicht neugieriger, als man es zu tun pflegt unterwegs, nur durch das plötzliche Licht in diesem Augenblick dazu veranlaßt. Da sah er sie.

Sie hatte gerade eine schwarze Reisemütze über den Kopf gezogen. Blaß war sie, die Schatten gruben sich tief. Das gab um die Lippen einen strengen Zug. Streng oder müde. Ihre Augen trafen die seinen, nur ein Wimperzucken lang. Glitten ab, weiter, gedankenlos anscheinend, gleichgültig, wie Blicke in der Eisenbahn nun einmal sind.

Die Fahrt von Würzburg nach München dauert ungefähr drei Stunden. In diesen drei Stunden hat er unausgesetzt den Blick dieser Fremden gesehen, den gedankenlosen, gleichgültigen Blick einer Dame, die ihm zufällig im Kupee gegenübersaß und beim Aufleuchten der Glühbirnen ihre Mitreisenden unwillkürlich, nicht anders als er selbst, ansah. Unausgesetzt hat er diesen Blick gesehen, obwohl er nicht imstande war, den eigenen zu wiederholen und sich über den seltsamen fremden, der ihn auf eine unbegreifliche Weise bedrängte, zu vergewissern. Er wagte es jedoch nicht. Er fand keine Begründung dafür, aber er hatte das untrügliche Gefühl, als ob er sich hier vor einem überlegenen Gegner zurückziehe, als ob er ausweiche, ausweiche, wie er zugleich beklemmend fühlte, vor etwas Unausweichlichem.

Er suchte sich dadurch abzulenken, daß er scheinbar sehr offen und frei die übrige Reisegesellschaft beobachtete, ihre Gesichter, ihre Toiletten, ihre Manieren und Unterhaltungen. Er gab sich interessiert dabei, er mischte sich sogar ins Gespräch und nickte der kleinen, feschen Schweizerin zu, die so entzückend mit Daumen und Zeigefinger schnippte, während sie ihre Geschichte als Privatsekretärin erzählte, irgendwem, ihrer Nachbarin anfangs, die sie beim Ausbitten einer Zeitung kennengelernt hatte, vor einer halben Stunde, ihm, ihnen allen dann, wenn sie nur zuhörten und ein freundliches Gesicht machten, was wirklich nicht schwerfiel. Während er aber so zuhörte und lächelte und scheinbar beobachtete, hatte er fortwährend dasselbe zunehmende Gefühl, beobachtet zu werden, anstatt zu beobachten, belächelt und erkannt zu werden, anstatt zu belächeln und zu erkennen. Er konnte es sich nicht erklären. Was hatte diese eigentümliche Gefangenschaft seines Wesens, diese plötzliche Unsicherheit, diese „infantile Beklemmung", wie er sich verzweifelt ironisierte, was hatte dieser ganze seelische Aufwand zu bedeuten? Was ging ihn dieses unbekannte Gegenüber dort an? Nein, er war nicht auf Reisen gegangen, um ein Herz, das er gerade leidlich aus aller Verstrickung und Beschwerde herausgerettet hatte, von neuem zu beschweren. Er hörte der Schweizerin zu, er studierte die Zeitung so gründlich wie das Kursbuch, und als er sein Gepäck ordnete, als der Zug endlich in München hielt, als er fühlte, als er sah, jetzt müßte er ihr beim Koffer behilflich sein, wenigstens bis auf den Bahnsteig, bis an die Sperre — da zerrte er so lange an seiner Decke, an seiner Reisetasche im Netz herum, da steckte er Bücher und Zeitungen und Kissen so lange aus einer Manteltasche in die andere, aus einer Rocktasche in die andere, da suchte er so lange seine Fahrkarte, die er in der Hand hielt, daß das Kupee leer war, als er sich umwandte, und die magische Fremde im Trubel des Bahnsteiges untergetaucht.

München, Tirol, Bergfahrten und Wanderungen, allein und in freundlicher, zufälliger Gesellschaft, der Abstieg ins Etschtal, Verona, Vicenza, Padua, diese steigende Flut leidenschaftlichen Erlebens hatte den letzten Rest der merkwürdigen Begegnung in der Eisenbahn beinahe schon hinweggespült, als er sie in Venedig auf der Merceria zum zweitenmal traf.

Neun Tage blieb er. Neun Tage des Suchens, der Unruhe. Am neunten Tage verließ er, in einem plötzlichen Entschluß, die Stadt und wandte sich nach dem Süden, über Ferrara, Ravenna nach Rimini, San Marino, und weiter in den umbrischen Apennin. Nach zwei Wochen Regen, Einsamkeit und körperlichen Strapazen, auf dem schönen mühevollen Wege von Urbino nach Perugia, hatte er den Plan gefaßt, für die bevorstehenden Osterfeiertage nach Rom zu gehen. Eine Wirtsfrau, nicht weit hinter Urbino, bei der er nicht mehr als geröstete Kastanien und Parmesankäse bekam, hatte ihm gleichsam eine Empfehlung mitgegeben, indem sie ihm so lange von den Feierlichkeiten vorschwatzte und den herrlichen Genüssen, die man in der Ewigen Stadt um diese Zeit herum erwarten konnte, bis er entschlossen war: er wollte nach Rom, wollte wieder Menschen sehen, zivilisierte, gutgekleidete und gewaschene Menschen, wollte wieder baden, ordentlich schlafen und ins Café, in die Galerie gehen können und endlich auch jene törichten Gedanken loswerden, die ihn in diesen verlassenen Bergen nicht losließen, die Gedanken an die Fremde auf der Merceria.

In Perugia auf dem Bahnhof wurde er plötzlich anderen Sinnes und fuhr über Arezzo, mit flüchtigem, ungeduldigem Aufenthalt, hinauf nach Florenz.

La bella Firenze! Er liebte Florenz vor allen Städten des Königreiches. Eine plötzliche Sehnsucht hatte ihn gepackt, ein Verlangen nach dem Zuhause der Piazza della Signoria, nach der Kühle des Giardino di Boboli, nach San Miniato und Fiesole, nach der unvergleichlichen Viale dei Colli mit dem Blick auf die ruhende Stadt und die etruskischen Berge, Sehnsucht nach der heiteren Leichtigkeit des florentinischen Frühlings.

Mittags war er gekommen. Sein erster Weg führte ihn nach San Lorenzo. Stundenlang saß er wieder im Kreuzgang, ließ sich die Sonne über die Hände scheinen und blinzelte in den Himmel hinauf, über den manchmal, in weiter, unwirklich schöner Ferne, kleine weiße Schäfchenwolken zogen. So dünn und leicht und so unwirklich war auch das Leben in diesem Augenblick, waren jetzt alle die Dinge, die ihn vorher bedrängten und erfüllten. Wirklich war nur die Stille um ihn herum, die Sonne auf dem Marmor der Rundbogen und Säulen, auf dem Kies der sauber geharkten Wege, auf seinen Knien; wirklich nur der Schatten in den Wandelgängen und Fenstern, im Laubwerk der Zypressen, und wenn ein Vogel manchmal aufflog, der leise Flügelschlag, das leise Flügelschwirren, das ja die aufschäumende Stille war und unaussprechlich zärtlich und leicht gegen die Schläfen pochte. Die Schritte der Priester, die selten vorüberhuschten, die Schritte der fremden Reisenden, die hin und wieder flüchtig hereinwehten, waren nicht wirklich, die blieben weit, verloren sich irgendwo, vollkommen fremd und beziehungslos. Er hörte sie kaum. Er sah sich nicht um nach ihnen.

Und dann, mit einemmal, erschreckend plötzlich, wurde einer dieser fremden Schritte hinter ihm doch laut, kam doch plötzlich aus seiner Ferne auf ihn zu, immer näher, er spürte: unausweichlich, daß die Stille davon widerhallte und der Puls ihm in die Ohren stieg. Als er sich umwandte, als er sich herumriß, aus seiner Verlorenheit und Enge heraus — stand *sie* vor ihm.

Sie lächelte. Sie machte noch eine kleine Bewegung, als ob sie weitergehen wollte, hielt mitten darin inne, sah ihn an und lächelte.

„Man weicht sich also doch nicht aus, wenn man sich aus dem Wege geht", sagte sie. Ihre Lippen zuckten, fast ein wenig spöttisch.

Elf Tage blieben sie in Florenz (übrigens war sie am selben Tage und genau so plötzlich angekommen wie er, von Rom herauf) fuhren dann zusammen die Küste entlang, die Levantische Riviera, und trennten sich in Genua, ohne daß er ihren Namen und ihre Herkunft erfahren hatte.

Niemals hat er sie wiedergesehen.

Man weicht sich nicht aus, wenn man sich aus dem Wege geht?

Bunte Chronik

* **Frühjahrsüberraschungen für Briefmarkensammler.** Der Frühlingsbeginn bringt die größte Freude . . . den Briefmarkensammlern. Eine große Anzahl neuer Postwertzeichen ist in verschiedenen Ländern der Welt in Umlauf gesetzt worden, so daß das Herz des Markensammlers in freudiger Erwartung des Neuerwerbs höher zu schlagen anfängt. Im fernen Afghanistan wurden zur Erinnerung an die Befreiung des Landes vom „kulturellen Rückstand" neue Briefmarken im Werte von 40 Pul herausgebracht. In Tripolis wurden Jubiläumsmarken in acht verschiedenen Farben, sowie auch vier neue Flugpostmarken gedruckt. Finnland, Rumänien, Österreich, Kolumbien, Honduras, Neu-Seeland, Peru und San Salvador beglückten gleichfalls die Philatelistenwelt mit neuen Postwertzeichen. Auch in Deutschland sind bekanntlich vor kurzem neue Sechs- und Zwölf-Pfennig-Marken erschienen, und die spanische Republik brachte die ersten republikanischen Briefmarken in violetter Farbe mit der Inschrift „Republice espagnola" heraus. Und endlich in Frankreich wurden kürzlich von dem Postministerium neue Briefmarken herausgegeben. Die bekannte Säerin ist von den französischen Postwertzeichen verschwunden und an ihre Stelle tritt jetzt eine Frauengestalt, die einen Olivenzweig als Symbol des Friedens in der ausgestreckten Hand hält. Merkwürdigerweise hält aber die friedliche Marianne den Olivenzweig nicht in der rechten, sondern in der linken Hand.

* **Die kleinste Filiale der Reichspost.** Die besondere Attraktion eines Berliner Rummelplatzes bildet eine wandernde Liliputanertruppe, die in einem großen Zelt eine eigene kleine Stadt aufgebaut hat. Häuschen kleinsten Ausmaßes, der Größe von Liliputanern entsprechend, ein kleines Rathaus, eine Kirche in der Mitte. Die winzigen Mitglieder der Truppe tummeln sich dazwischen herum, in der drolligsten Aufmachung: Hier ein kleiner Sipo, dort ein winziger Feuerwehrmann, ein zierliches Rokoko-Pärchen. Aber all das wäre nicht so besonders beachtlich. Originell ist hauptsächlich das winzige Postamt dieser Liliput-Stadt. Denn das Häuschen trägt außen das Schild mit dem Adler der Deutschen Reichspost. Am Schalterfenster sitzt ein Postbeamter in ein Drittel natürlicher Größe und verkauft Postkarten der Liliputstadt und Marken. Und er erzählt, daß dieses winzige Postamt tatsächlich mit der Reichspost in Verbindung steht. Jden Abend kommt von dort ein Beamter und holt die Post ab. Man überzeugt sich schnell von der Richtigkeit, wenn man sich selbst von hier aus eine Karte schreibt. Sie kommt auf dem üblichen Wege am nächsten Morgen ins Haus geflattert und trägt den Poststempel „Deutsche Reichspost — Liliputstadt".

* **Der „Schrecken der Unterwelt" gestorben.** William Burnes, der Chef der bekannten Newyorker Detektei, starb im 72. Lebensjahre auf seinem Gute in Florida. Er galt als Schrecken der Unterwelt. Obwohl er von den Gangstern, denen er und seine Angestellten auf der Spur waren, Hunderte von Drohbriefen bekam, war er stets unbewaffnet. Er rühmte sich, nie einen Revolver in der Tasche getragen zu haben. Die Newyorker Verbrecher waren stets bemüht, William Burnes aus dem Wege zu gehen. Die Banken, die an ihrer Pforte das Schild anbrachten: „Von der Barnes-Detektei überwacht", wurden in der Regel von den Banditen gemieden. William Burnes war der Sohn eines irischen Emigranten. Er begann seine Laufbahn als Lehrling bei einem Schneider in Baltimoore. Aber schon nach kurzer Zeit verließ er das friedliche Schneidergewerbe und gründete eine Detektei. Auf den Gipfel der Berühmtheit gelangte Burnes im Jahre 1911, als es ihm gelungen war, eine „Dynamit-Bande" zu entlarven, die eine Zeitlang die kalifornischen Steppen terrorisiert hatte. Als die Banditen sich von Burnes an die Wand gedrückt sahen, boten sie ihm ein Abstandsgeld in Höhe von 400 000 Mark an. Er ging darauf nicht ein und lieferte die Banditen der Polizei aus.

Rätsel-Ecke

Sprichwort-Rätsel.

1. Wer's kann, dem kommt's.
2. Mit allen essen, mit keinem es halten.
3. Wer kann jedem recht tun?
4. Viele Wenig machen ein Viel.
5. Ich will dir die Wolle scheren.
6. Muß ist ein bitter Kraut.
7. Besser ist früh als zu spät.
8. Mit den Hühnern aufsteh'n.

Den vorstehenden Sprichwörtern entnehme man je ein Wort. Richtig gefunden, müssen diese wiederum ein Sprichwort ergeben.

*

Viereck-Rätsel.

Die Wörter: Flieger, Akazien, Sperber, Hamster, Ostern, Baronin und Matrose sind so in ein Viereck von 7×7 Feldern einzusetzen, so, daß die schräge Linie von links oben nach rechts unten den Abschnitt eines Jahres nennt.

*

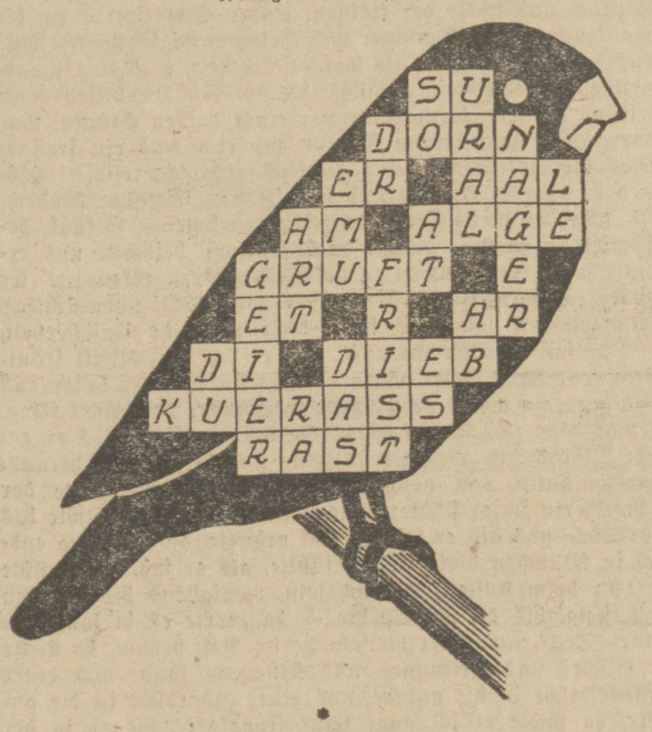
Rätsel.

Ein männlicher Name, der längst schon
Mode war.
Ein „a" am Ende ist's eine Dame,
Sag' an, wie heißt das Paar?

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 88:

Kreuzwort-Rätsel:



*

Silben-Rätsel:

1. Aralsee; 2. Rio negro; 3. Maharero; 4. Umbra; 5. Tabelle; 6. Ameisen; 7. Normannen; 8. General; 9. Ultimo; 10. Tungusen; 11. Idiot; 12. Sandale; 13. Turenne; 14. Batum; 15. Exekutor; 16. Sumatra. = **Armut an Gut ist b[illegible] als Armut an Mut.**

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.